

Liebe Gottesdienstbesucherinnen und Gottesdienstbesucher,

Ihre Kirche ist dem heiligen Martin geweiht. Es gibt wenige Heilige, die so bekannt sind wie er. In vielen Ländern gibt es, wie hier in Weesen, Kirchen, die Martin geweiht sind. Ein Turm des Basler Münsters heisst Martinsturm. Man kann dort sehen, wie Martin hoch zu Ross, seinen Mantel teilt und dem nackten Bettler gibt.

Sogar auf der alten Hunderternote finden wir den heiligen Martin. Ich weiss nicht, ob damit eine Aufforderung verbunden war, diesen Geldschein mit Bedürftigen zu teilen.

Von Martin kennen wir nicht nur die Episode mit dem Bettler. Es wird auch erzählt, er habe nicht Bischof werden wollen und habe sich deshalb versteckt, doch Gänse hätten ihn mit ihrem Geschnatter verraten. Andere sagen, Gänse seien während seiner Predigt in die Kirche gewatschelt, hätten ihn unterbrochen, deshalb seien sie getötet und gegessen worden. Noch heute kennt man die Martinigans und das Martinimahl.

Die Legende von Martin, der seinen Soldatenmantel teilt, gibt es in vielen Fassungen. In vielen Lesebüchern der Primarschule ist diese Geschichte zu finden.

Schön, wenn wir die Geschichte lesen, weiter erzählen, vielleicht sogar spielen. Doch, das genügt nicht. Die Geschichte von Martin kann und soll uns Impuls sein, etwas, das uns, wie das Wort sagt, bewegt, in Bewegung setzt; etwas, das uns auffordert, unser eigenes Verhalten zu überdenken, vielleicht sogar selber etwas zu tun.

Manchmal ist es wichtig, uns mit den Gestalten einer Geschichte zu identifizieren, uns in diese Gestalten einzudenken und einzufühlen.

Es wird uns da erzählt, Martin sei in einem sehr kalten Winter, in dem viele froren und sogar erfroren, auf seinem Pferd am Stadttor von Amiens einem nackten Bettler begegnet. Martin hätte nichts bei sich gehabt als seine Waffe und seinen Mantel. Der Bettler hätte die Vorübergehenden angefleht, doch alle seien am Elenden vorbei gegangen. Wörtlich heisst es in einer Fassung: Doch alle liefen an diesem Elenden vorüber. In einer anderen: Doch niemand half. Alle schauten weg.

Es ist eine Situation, die heute viele erleben. Es gibt Menschen, die nicht haben, was sie unbedingt brauchen, nicht das Allernotwendigste. Sie leben von Tag zu Tag, von der Hand in den Mund. Ihre Lebensbedingungen sind hart, sehr hart. Vielleicht sind es Flüchtlinge, die mit vielen anderen Jahrzehnte lang in einem einfachen Camp leben müssen, vielleicht sind es Menschen auf der Flucht, vielleicht hungernde Mütter, deren Brüste leer sind und denen die Kinder auf dem Arm sterben; Kranke und Notleidende, die sich die nötigen Medikamente nicht leisten können; vielleicht Kinder, die in Steinbrüchen arbeiten müssen statt in die Schule gehen zu können. Wir wissen es und sind froh, dass dies alles so weit weg ist.

Es gibt sie aber auch bei uns, die Bettler. Es fehlt ihnen nicht an Materiellem. Was man kaufen kann, haben sie. Ihnen fehlt anderes, sie betteln um Zuneigung, Zärtlichkeit, Liebe, Verständnis, Geborgenheit, ein Gespräch, gemeinsame Zeit.

Ich denke an Kinder, die gerne mit anderen spielen möchten, aber nicht aufgenommen werden; an jene, die nie zu einer Party eingeladen und sogar gemobbt werden. Ich denke an Frauen, die sich danach sehnen, mit ihrem Mann über Wesentliches zu sprechen und jene, die wegen ihrer Hautfarbe gemieden, übergangen oder abgeschoben werden.

Es gibt viele Bettler bei uns, sie haben nicht, was sie unbedingt brauchen, während andere nicht brauchen können, was sie haben; es gibt viele, denen Wesentliches fehlt. Es gibt Menschen, die auch bei uns beinahe erfrieren, weil sie einer frostigen Atmosphäre leben müssen, in der ein bissiger Wind weht; Menschen, die dauernd mit Stürmen rechnen müssen. Es sind Menschen, die sich nach bergender Wärme sehnen und wärmende Geborgenheit suchen.

Viele schauen uns mit grossen Augen an, bitten um Hilfe, flehen uns an; andere sind auch dazu zu schwach. Sie haben aufgegeben, zu oft wurden sie überhört, übersehen, übergangen. Das letzte bisschen Hoffnung ist weg. Sie sind am Boden zerstört, stören nicht mehr.

In der Geschichte heisst es weiter, Martin hätte den frierenden Bettler gesehen, starkes Mitgefühl empfunden und er wollte helfen. Er habe aber nur seine Waffe und den Soldatenmantel bei sich gehabt. Martin hielt trotzdem an.

Er hätte wegschauen, die Augen verschliessen, weiter reiten können. Er wäre nicht aufgefallen, die meisten sind ja weiter gegangen; waren froh, selbst nicht frieren und nicht erfrieren zu müssen, selbst zu haben, was sie brauchten. Für sie war klar, dass sie nicht auf alle schauen, nicht für alle verantwortlich sind und sein können. Auch wir sagen ja oft: Ich kann nicht allen helfen.

Aber Martin hielt an, er sah diesen Bettler, konnte und wollte dieses Häufchen Elend nicht übersehen, konnte und wollte sein Flehen und Bitten nicht überhören, konnte und wollte ihn nicht umgehen. Er sah die Not des Bettlers, sie berührte, ja erschütterte ihn. Vielleicht versetzte er sich in seine Rolle versetzt, vielleicht fragte er sich: Wie würde ich mich in seiner Situation fühlen?

Diese Stelle erinnert mich an eine Stelle im neuen Testament: Jesus verlässt Jericho, eine grosse Menschenmenge folgt ihm. Sie wollen die Gelegenheit nutzen, in seiner Nähe sein, sein Wort hören.

Sie wollen nichts verpassen, sich ja nicht stören lassen. Und gerade in dieser Situation kommen sie am blinden Bettler Bartimäus vorbei. Sie kennen ihn, er hockt immer da, hält seine Hand hin, bettelt stumm. Er ist froh, ein paar Münzen zu erhalten. Meistens gehen sie an ihm vorbei, er stört sie nicht und sie lassen sich nicht stören. Jetzt aber, gerade jetzt schreit er, jetzt, da sie so nahe bei Jesus sind, fällt er völlig aus der Rolle, und sie fordern ihn auf ruhig zu sein, ärgern sich über ihn.

Doch Jesus macht, was in unserer Geschichte Martin macht: Er hält an, er übersieht, überhört den blinden Bettler nicht. Er sagt: Bringt ihn her und fordert ihn auf zu sagen, was er will.

Jesus hält an, Martin hält an. Jesus übersieht den Bettler nicht und Martin übersieht ihn nicht. Was machen wir? Sehen wir die Not der Bedürftigen, nehmen wir sie ernst; lassen wir uns berühren oder sagen wir schnell: Das geht mich nichts an, selber schuld? Haben wir vielleicht schnell Ausreden zu Hand: Ich habe keine Zeit, jetzt ist es wirklich nicht passend, ich kann nicht für alle sorgen, muss jetzt auf mich selbst schauen? Warum gerade ich? Andere haben mehr Möglichkeiten, mehr Geld, mehr Fähigkeiten, mehr Zeit.

Warum sollen gerade wir Asylanten aufnehmen? Andere hätten doch geeignetere Unterkünfte. Warum sollen wir Entwicklungshilfe aufstocken, wir müssen ja schon selbst sparen?

Was macht Martin? Es heisst in der Geschichte, er habe ausser seinem Soldatenmantel nichts gehabt. Er hat demnach nicht nichts. Er teilt das Wenige, das er hat, nimmt kurzerhand sein Schwert und teilt seinen Mantel, gibt die Hälfte dem Bettler.

Martin wird nicht als reicher Ritter vorgestellt, er ist nicht einer, der im Überfluss lebt. Was heisst das für uns?

Den wenigsten von uns begegnen Bettler, wir müssen nicht das letzte Hemd teilen. Wir werden ganz anders gefragt.

Ich denke an die vielen Kinder, die sich sehnlichst wünschen, dass jemand mit ihnen spielt, mit ihnen bastelt, geduldig die Hausaufgaben macht, Anteil nimmt, wenn ihnen etwas gelingt, sich mit ihnen freut, Verständnis für Fehler und Mängel aufbringt und sie liebevoll in die Arme nimmt, wenn sie traurig sind.

Kinder brauchen nicht nur Nahrung und Kleidung, nicht vor allem viele Spielsachen. Sie brauchen einfühlsame Menschen, die für sie da sind, wirklich da sind, Menschen, die anhalten, stehen bleiben, zu ihnen stehen und sie verstehen. Sie brauchen Martin, Martina.

Wenn sie dies nicht bekommen, wenn sie niemand in die Arme nimmt, fehlt ihnen Wesentliches; wenn wir ihnen das nicht geben, weil wir scheinbar Wichtigeres zu tun haben, verkümmern sie seelisch, und wir bleiben etwas schuldig.

Wie soll ein Kind ein gesundes Selbstwertgefühl entwickeln, wenn es erleben muss, dass dem Vater alles, wirklich alles, vom Auto über Sport bis zum Stammtisch wichtiger ist als es selbst?

Denken wir an alleinstehende, einsame Menschen. Sie haben eine Wohnung, sie haben sogar ein Sümmchen Geld auf der Bank, materiell fehlt ihnen nichts. Sie leben zurückgezogen, nehmen weder am Vereinsleben noch am Dorfleben teil, sie grüssen kaum, schauen niemandem in die Augen, sprechen nur leise. Es ist schwer, sie zu verstehen, mit ihnen in Kontakt zu kommen, doch sie wünschen nichts sehnlicher als das. Vielleicht haben schlimme Erfahrungen sie geprägt.

Wir könnten sie einladen, am gesellschaftlichen Leben teilhaben lassen, und vielleicht würden wir staunen, was alles in ihnen steckt, wenn sie nach und nach auftauen, neues Vertrauen schöpfen. Schon eine ehrliche, ernstgemeinte Frage: Wie geht es Ihnen?, kann Wunder wirken. Wir müssten nicht den Mantel, wir könnten Glück und Freude teilen. Geteilte Freude ist doppelte Freude.

Martin sieht diesen Menschen, und genau das steht immer am Anfang. Wir müssen den anderen Menschen sehen, ansehen statt übersehen, hören, anhören statt überhören, wahrnehmen, was er macht und sagen, dass wir es wahrnehmen.

Die heilige Theresa von Avila hat Gott gebeten, ihr zu helfen, dass sie das Gute, das geschieht, sieht und nicht vergisst, es dem anderen auch zu sagen, was sie gesehen hat. Es ist doch eigentlich erstaunlich, wie viel Positives jeden Tag geschieht. Ist wirklich alles ganz selbstverständlich?

Wäre es nicht positiv, wenn wir sagen würden, was uns freut, fördert? Und seien wir ehrlich: Es tut uns doch gut, wenn jemand anerkennt, wenn wir uns bemühen. Wir sagen diesen Rückmeldungen Feedback. To feed heisst füttern. Tatsächlich gibt es immer wieder Men-

schen, die seelisch verarmen oder gar verhungern, weil sie von niemandem wahrgenommen werden, weil niemand anerkennt, was sie tun.

Der folgende Text zeigt, wie Menschen Bettler werden:

*Manche Menschen wissen nicht,
wie wichtig es ist,
dass sie einfach da sind.
Manche Menschen wissen nicht,
wie gut es tut,
sie nur zu sehen.
Manche Menschen wissen nicht,
wie tröstlich
ihr gütiges Lächeln wirkt.
Manche Menschen wissen nicht,
wie wohltuend ihre Nähe ist.
Manche Menschen wissen nicht,
wie viel ärmer wir
ohne sie wären.
Manche Menschen wissen nicht,
dass sie ein Geschenk des Himmels sind.*

Sie wüssten es, würden wir es ihnen sagen.

Wir müssen es sagen, wir müssen es tun. Das hat Jesus wiederholt gesagt: Als die Apostel zu ihm kamen und sagten, er solle die Leute heimschicken, sie hätten ja nichts zu essen, sagte Jesus klar und deutlich: Gebt ihr ihnen zu essen! Und an einer andern Stelle sagte er: Was ihr dem geringsten meiner Brüder tut, das habt ihr mir getan. (Mt 25,40)

Eine ganz besonders schöne Form des Gebens ist das Anteilnehmen. Im Leben eines jeden Menschen gibt es auch viele Dinge, die schwer zu ertragen, unsäglich belastend, traurig sind: Arbeitsplatzverlust, Krankheit, Todesfälle, Unglücksfälle, Sorgen mit einem Kind,... Wir können diese Dinge nicht ungeschehen machen, aber wir können mittragen, einführend da sein, Hilfen anbieten. Es ist für die Betroffenen ungemein wichtig, in solchen Situationen nicht allein zu sein. Das Dasein und Mittragen ermutigt, stärkt.

Anderen in ihrer Not helfen, ist nicht immer einfach. Auch Martin geht es so. Es heisst in der Geschichte: Etliche der Umstehenden begannen zu lachen, denn Martin sah mit seinem halben Mantel kümmerlich aus. Und in einer anderen Fassung heisst es: Einige waren stehen geblieben und machten sich darüber lustig, dass ein Offizier der römischen Garde nun selbst wie ein abgerissener Bettler aussah.

Ja, es kann sein, dass Helfende belächelt oder zumindest nicht verstanden werden. Damit müssen wir rechnen. Es kann aber auch sein, was in der Legende von Martin auch vorkommt: Andere, die viel mehr hätten geben können, waren beschämt. Oder in einer anderen Fassung: Viele bedauerten, dass sie nicht geholfen hatten, zumal sie wohlhabender waren und den Armen hätten bekleiden können, ohne sich selbst eine Blösse zu geben.

Die Geschichte vom heiligen Martin, dem ersten Heiligen der westlichen Welt, der nicht Märtyrer war, geht uns an. Wir kommen in dieser Geschichte vor: Vielleicht sind wir dann und wann selber bedürftig, ein Bettler, der nicht hat, was er braucht; vielleicht sind wir bei jenen, die möglichst schnell vorbeigehen; vielleicht teilen wir tatsächlich oder wir kommen –

vielleicht spät, aber nicht zu spät – zur Erkenntnis: Wir haben eine Chance verpasst, wie der Mann in Brechts Gedicht:

Fahrend in einem bequemen Wagen
auf einer regnerischen Landstrasse
sahen wir einen zerlumpten Mann bei Nachteinbruch
der uns winkte, ihn mitzunehmen
sich tief verbeugend.
Wir hatten ein Dach
und wir hatten Platz
und wir fuhren vorüber
und wir hörten mich sagen,
mit einer grämlichen Stimme:
Nein, wir können niemand mitnehmen.
Wir waren schon weit voraus,
einen Tagesmarsch vielleicht,
als ich plötzlich erschrak über diese meine Stimme,
dies Verhalten und diese ganze Welt.

Erschrecken wir, wenn wir sehen, wie viel Grausames, Brutales geschieht, oder stellen wir ganz einfach den Fernseher ab oder wählen wir ein Programm, das uns amüsiert?

Wir alle müssen verantworten, was wir tun, aber auch, was wir nicht tun. Es genügt nicht, die Hände zu falten und den lieben Gott zu bitten, die Not in der Welt zu lindern. Wir alle müssen uns einsetzen, tun, was wir können, damit das Leben für Menschen lebenswert ist.

Denken wir daran, was im Gebet aus dem 14. Jahrhundert steht.

Christus hat keine Hände,
nur unsere Hände,
um seine Arbeit zu tun.
Er hat keine Füße,
nur unsere Füße,
um Menschen auf seinen Weg zu führen.
Christus hat keine Lippen,
nur unsere Lippen,
um Menschen von ihm zu erzählen.
Er hat keine Hilfe,
nur unsere Hilfe,
um Menschen an seine Seite zu bringen.

AMEN

Sargans, 9. November 2014

Max Feigenwinter
www.maxfeigenwinter.com
max.feigenwinter@gmx.net

